

Einmal Indien und zurück

Teil I

Der Kapuzinerpater Jeby Mukachirayil hat mehrere Jahre in Münster studiert, bevor er wieder in seine Heimat Indien gereist ist. Dort baute er eine Sprachschule auf. Als draußen!-Autorin Katrin Moser einen Hilferuf erhielt, reiste sie die knapp 8.000 Kilometer in ein fremdes – und überraschendes – Land.

Die Schwüle ist wie ein Hammer. Zwar hatte ich bereits im Vorfeld den Wetterbericht gecheckt, aber unter 36 Grad Celsius und 90 Prozent Luftfeuchtigkeit hatte ich mir doch etwas anderes vorgestellt. Da stand ich nun, mitten in der Nacht, auf einem fremden Flughafen in einer Stadt, von deren Existenz ich vor einigen Wochen noch nichts wusste. Von hier, Kochi im südindischen Kerala, führt mich mein Weg tiefer ins Land in eine Stadt, deren Namen ich bis heute nur mühsam aussprechen kann:

Bharananganam. Mein Freund Jeby, Studienkollege aus Münster, rief mich an und bat um Hilfe in seiner Sprachschule: ihm fehlen deutsche Muttersprachler, die in der Lage sind, die rund 150 Schülerinnen und Schüler zu unterrichten. Und da bin ich also nun: ein Packen Bücher im Gepäck, ein nagelneuer Reisepass, mein eingestaubtes Schulenglisch im Kopf und Indien kenne ich nur aus dem Ghandi-Film und Katastrophen-Berichterstattungen.

Meine Unterkunft liegt im Assisi-Ashram, ein Kloster der Kapuziner direkt in Bharananganam im südlichen Bundesstaat Kerala. Nur knapp vom Äquator entfernt ist das Klima tropisch. Als ich dort morgens um 04 Uhr Ortszeit übermüdet eintreffe, habe ich keinen Blick für die Schönheit eines Landes, das erst nach einiger Zeit seinen Charme

entfaltet. Die Luft ist zu warm, der Ventilator wackelig und zudem gerade der Strom ausgefallen und dafür, dass wir uns mitten im Wald befinden, ist es unsagbar laut. Allerlei exotisches Getier veranstaltet vor dem Fenster einen Lärm, den ich nicht für möglich gehalten hätte. Worauf habe ich mich da nur eingelassen?

Einige Stunden und ein paar Einheiten dösigem Schlaf später sieht es schon anders aus: Jeby zeigt mir das Institut, das er hier nach seinem Theologiestudium in Münster aufgebaut hat. Kleine, einfache, aber saubere Klassenräume, ein Lehrerzimmer, ein Büro für die Leitung und 150 Schülerinnen und Schüler, die mich unverhohlen neugierig mustern. Das Assisi Institute of foreign languages ist einfach und zweckmäßig eingerichtet, in mehreren Kursen bereiten sich die jungen Leute hier auf die Sprachprüfungen durch das Goethe-Institut vor. Von ersten Grundlagen bis fließende Sprachkenntnisse wird alles angeboten, der Traum der Schülerinnen und Schüler: Eines Tages nach Deutschland kommen und dort arbeiten. Die meisten von ihnen sind ausgebildete Krankenpfleger und -pflegerinnen und Deutschland ist für sie so fern und fremd wie mir ihre Heimat.

Am Anfang war die Verständigung schwierig. Es macht einen erheblichen Unterschied, ob ein Inder Deutsch lehrt oder ein deutscher Muttersprachler. Das indische Lautsystem ist ein anderes, bestimmte Laute können Inder nur schwer bilden – und auch hören. Wenn das Gehör den Laut nicht kennt, überhört es ihn, und das wiederum macht auch ein Nachsprechen schwierig. Während meines ganzen Aufenthaltes üben wir diese Laute immer und immer wieder. Gerade Umlaute wie ü oder ö machen es den Indern schwer. Und neben der Sprache fällt der kulturelle





Unterschied immer wieder ins Gewicht. Angefangen bei der Gestik und Mimik über Traditionen bis hin zu allgemeinen Grundhaltungen.

Am zweiten Nachmittag streife ich durch die Stadt, immer neugierig beäugt von Kindern und Erwachsenen. Weit und breit ist niemand anderes aus Europa und plötzlich weiß ich, wie sich farbige Menschen bei uns auf dem Dorf fühlen müssen. Es gibt jedoch einen Unterschied: Berührungsängste scheinen die Inder nicht zu haben. Immer wieder kommen Kinder, die neugierig an meinem Arm reiben (eine Mutter erklärte mir später, dass sie versuchen würden, die helle Farbe abzuwischen) oder in meine blonden Haare greifen. Die Kleinen wollen ihre Englischkenntnisse testen: „What’s your name? Where are you from?“ Dann versuchen wir uns darin, die jeweiligen so fremd klingenden Namen auszusprechen – was meist nicht funktioniert. Das Lachen verbindet. Die Großen haben noch einen Punkt mehr in petto: Die Frage nach einem Selfie. Ständig. Überall. Fremde Menschen sprechen mich an, fragen, ob sie ein Foto machen dürfen, wir grinsen beide in die Kamera, lächeln, „thank you, bye bye“.

Wenn ich heute die Inder beschreiben müsste, dann fielen mir als erstes drei Worte ein: Herzlichkeit, Offenheit und Gastfreundschaft. Ständig gibt es Einladungen zum Essen, von Menschen, die ich nicht kenne. Ich gratuliere bei einer Hochzeit einer mir fremden Braut, ich esse in einer riesigen Verlobungshalle bei einem mir unbekanntem Paar und ich sitze in Wohnzimmern von fremden Menschen. Einfach so. Und dabei stolpere ich immer wieder über meine eigenen Vorurteile, von denen mir nicht klar war, dass ich sie habe. Vor Beginn meiner Fahrt hat man mich gewarnt: dort werde betrogen, Touristen werden abgezockt, nachts solle man am besten

gar nicht raus gehen. Nichts davon kann ich bestätigen. Vielleicht liegt es daran, dass ich in keinem Touristenort war. Aber ausnahmslos alle Menschen waren stets darum bemüht, mir zu helfen. Man sorgte sich, wenn man kein Besteck hatte und freute sich, wenn ich mich der Tradition anschloss und einfach mit den Händen aß. Stets schienen die Inder Angst zu haben, dass ihr Essen zu scharf gewürzt sei (war es nie) oder ich mich nicht wohl fühle. Und immer waren die Inder bemüht, selbst bei Kleinigkeiten alles in Bewegung zu setzen, um mir behilflich zu sein. Ich wollte mit dem Tuktuk in die nächste Stadt, der Fahrer sprach kein Englisch. Im Nu waren vier weitere Fahrer zugegen, die sich abmühten zu erfahren, wo ich denn nun hin wolle. Schließlich rief einer der Fahrer einen Freund an, der wiederum eine Frau hatte, die aus Deutschland kam. Die übersetzte von Deutsch auf Malayalam, der Sprache, die in Kerala gesprochen wird. Insgesamt dauerte die ganze Klärung fast eine halbe Stunde. Die Fahrt selbst kostete knappe zwei Euro umgerechnet. Als mich der Tuktuk-Fahrer sicher an meinem Ziel absetzte, hatte er auch schon geklärt, wann ich zurück wolle und instruierte bereits einen weiteren Fahrer, der mich dann genau so zuverlässig wieder im Ashram absetzte. Während der ganzen Zeit fragte ich mich, ob ich diesen Einsatz auch bei einem deutschen Taxifahrer hätte erleben können. Als Ausnahme vielleicht; in Indien jedoch wiederholte sich genau diese Situation immer und immer wieder.

Besonders gewöhnungsbedürftig war der Verkehr: bislang kannte ich die Horrorgeschichten, aber den indischen Verkehr live auf einer dicht befahrenen Hauptstraße zu erleben, ist etwas anderes. Alleine habe ich die Straße nie überquert. Und wenn ich mit dem Auto (stets als Mitfahrer) unterwegs war,

dann gab es nur ein einziges relevantes Utensil: die Hupe. Es wird immer gehupt. Überall. Auf Kreuzungen scheint das Recht des Stärkeren zu gelten. Wer schneller ist, überholt. Hupend, versteht sich. Dabei haben die indischen Fahrzeuge eine unglaubliche Fülle an Hupen. Nach einigen Tagen wurde deutlich, dass das, was so chaotisch aussieht, einem System folgt. Bestimmte Hupsignale gab es nur in bestimmten Situationen. Ein „Achtung-ich-bin-hinter-dir“-Hupen existiert ebenso wie ein „Ich-überhole-dich-jetzt“-Hupen (kombiniert mit einem „Die-Gegenspur-ist-frei-du-kannst-überholen“-Hupen des anderen Verkehrsteilnehmers). Und auch wenn es nicht so aussieht: die Inder fahren nicht aggressiv. Im Gegenteil, wer genau hinschaut, erkennt die sehr vorausschauende Fahrweise. Obwohl sich auf den Straßen alles Mögliche – Autos, Tuktuks, Fußgänger, voll beladene Motorräder, Ziegen, Hühner, Kühe, Hunde – tummelt, ist mir kein einziger Unfall begegnet. Nur selber fahren, das traute ich mich nicht. Dafür lernte ich, meinen Fahrern blind zu vertrauen.

Abends sitze ich mit Jeby zusammen. So wie früher. Nur mit vertauschten Rollen: Das, was mir früher selbstverständlich schien, ist für ihn das Fremde gewesen und geblieben. Nun bin ich die, die in der Fülle des Neuen die Orientierung verliert. Ich erinnere mich, als wir in Münster über das Euro-City-Fest streiften, ich sein Navigator im deutschen Brauchtum. Nun ist es umgekehrt. Jeby hat mir einen winzigen Teil seiner Welt, seiner Heimat gezeigt. Und ich erkenne, dass ein Teil von mir ihn nie ganz verstanden haben kann. Bis jetzt. **d**

In Teil II: Erstaunliche Missverständnisse und Einblicke in eine atemberaubende Landschaft